



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Sudermanns neueste Dramen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Sudermanns neueste Dramen



ie vor und seit einem Jahrzehnt angekündigte große Revolution unserer Litteratur hat die wunderbarsten Früchte gezeitigt. Sie hat zugleich den nacktesten Cynismus und das stärkste Raffinement entwickelt, die in irgend einer Litteraturperiode neben und gegen einander gewirkt haben, sie hat die sozialdemokratische Phrase von der ursprünglichen Gleichheit aller zweibeinigen Kreatur dicht neben die Phrase vom neuen Herrentum und vom Übermenschenbewußtsein gerückt, sie hat die grammatischen Fehler der Alltagsrede, die fragmentarischen Laute des Stammers und das Wischen des Zahnlosen „behufs Charakteristik“ litteraturfähig gemacht und in wunderbarem Widerspruch mit der nackten Kopie abnormer Wirklichkeit einen neuen *estilo culto* erzeugt, in dem Wort, Bild und Klang gleich unnatürlich sind. Sie hat die Bildung als solche zu ächten versucht und gleichwohl einen absonderlichen Bildungsdünkel wächgerufen, der jedem Einzelnen das Recht giebt, seine Zeitgenossen als Barbaren gering zu schätzen. Sie hat mit gewaltigem Getöse Originalität begehrt und ist nach einander bei der slavischen Nachahmung von Zola, von Ibsen, von Tolstoi, von Jacobsen und Pontoppidan, von Bourget und Maupassant angelangt. Sie hat sich gegen die Autorität der klassischen Dichtung erhoben und ist eben dabei, die Mustergiltigkeit der Lohenstein, Hoffmannswaldau und Ziegler zu preisen. Vor allem aber, sie hat das litterarische, die Welt niederzwingende Genie, den litterarischen Bismarck gefordert und prophezeit (der freilich innerhalb von zehn Jahren zehn verschiedene Namen getragen hat) und ist am Ende höchlich zufrieden, wenn aus ihr ein paar Talente hervorgehen, die ernst genommen werden können, und bei denen überhaupt von einer Entwicklung die Rede sein darf. Die Bewegung hat sich darüber freilich zerspalten, und der gewöhnliche Gang aller Revolutionen läßt sich auch bei ihr beobachten. Sowie sich ein paar Schriftsteller aus dem engsten Kreise der Parteischlagworte und des sinnlosen Wütens emporhoben, ein paar Dramen und Romane das Interesse und die Teilnahme eines größern Publikums erweckten, splitterte sich von der Linken eine äußerste Linke ab, die mit verächtlichem Achselzucken von Zugeständnissen an das Philisterium oder den ästhetischen Sanhagel sprach. Sowie Hermann Sudermann in den Cottaschen Verlag überging und „hotheaterfähig“ wurde, begann von denselben Stellen her, von denen man früher die Dramen „Ehre“ und „Heimat“ rückhaltlos und überschwänglich gepriesen hatte, ein

Kreuzfeuer gegen die spätern Anläufe des Romanschriftstellers wie des Dramatikers. Unumwunden wurde ausgesprochen, Sudermann gleite auf einer schiefen Ebene reißend schnell abwärts und fordre eigentlich schon jetzt zum Vergleich seiner Gesellschaftsschilderung und seiner dramatischen Technik mit der Lebenswiedergabe und der theatralischen „Mache“ Paul Lindaus heraus. Sedenfalls konnte sich der vielbesprochne und vielbeneidete Schriftsteller der Thatsache getrösten, daß zwar die Kritiken gewisser litterarischer Organe scharf wie das Messer der Guillotine sind, daß aber kein verständiger Mensch und gesunder Ostpreuße seinen Kopf unter dieses Messer zu legen braucht.

Geradezu falsch und gänzlich sinnlos war bei alledem die mörderische Rückverweisung auf den Verfasser der „Maria und Magdalena“ und der „Gräfin Lea“ nicht. Es giebt eine gewisse Einwirkung einer gewissen Berliner Luft auf poetische Erfindung und poetische Gestaltung, die schon längst vor Lindau weit höherstehenden Schriftstellern, wie Friedrich Spielhagen, verhängnisvoll geworden ist. Ein undefinirbares Etwas von gerade in Zeitungen und an Stammtischen herrschender Anschauung, von gesellschaftlicher Sitte und Unsitte, von modischer Schätzung gewisser Typen und modischer Geringschätzung anderer, ein weitverbreitetes Motivsch, das für eine vorübergehende Zeit an die Stelle lebendigen und unmittelbaren Seelenausdrucks tritt, bereitet der echten und unmittelbaren poetischen Erfassung und Wiedergabe des Lebens spezifisch Berlinische Hemmnisse. Natürlich war es noch ein Unterschied, ob dieses Berlinische Etwas mit dem Glauben an den Fortschritt, einer immerhin ernst zu nehmenden und in gewissem Sinne selbst idealen politischen Überzeugung und Selbsttäuschung zusammenfiel, oder ob es einer spätern Periode, im Beginn der siebziger Jahre, mit der Raffgier, der frivolen Genußgier und dem halb widrigen, halb lächerlichen Dünkel der neuen Emporkömmlingsgesellschaft im Westend eins wurde. Kraft der Zeitströmung und natürlich kraft allereigensten Zuges zu dem höchst vergnüglichen Leben und der vorurteilslosen Auffassung aller Zustände und Vorgänge in der goldnen Gründerzeit spiegelte Lindau in seinen Dramen und Erzählungen dies gewisse Etwas und hatte hinterdrein die Ehre, als der litterarische Hauptvertreter der flachen Frivolität und der schnödesten Mammonanbetung angesehen und angegriffen zu werden. Vorausgesetzt, die erbarmungslosen Kritiker Hermann Sudermanns hätten Recht mit ihrer Behauptung, daß auch dieser Schriftsteller auf dem besten Wege sei, von dem proteischen und zweideutigen Lebensgeiste nicht der Reichshauptstadt (wer wird glauben, daß das große Berlin wirklich keinen andern Lebensgeist hätte als den, dessen Niederschläge man allnächtlich in den Reichshallen und im Café Bauer studiren kann), aber gewisser lauter und lärmender Kreise Berlins abhängig zu werden, so würde Sudermann noch immer Erkleckliches vor seinem Herrn Vorgänger voraus haben. Andre Lebenskreise als die, die in den siebziger Jahren den Ton angaben und zwar in verschwiegner Brust noch immer die Überzeugung hegen, daß sie weit vortrefflicher wären als die Götter, denen aber nach außen hin allmählich bei

ihrer Gottähnlichkeit bange geworden ist, eine schärfere Lust, in der die kurzlebige Blüte des Genusses hinwelkt, ehe sie recht entfaltet ist, umgaben Sudermann bei seinem ersten Auftreten, schwerere und dunklere Probleme waren Mode geworden, die Börse erschien nicht mehr als der alleinige Mittelpunkt des modernen Lebens, ein anderer Jargon als der von 1875 wurde um ihn her geredet. Selbst wenn der Verfasser der „Frau Sorge“ nichts Besseres mitgebracht hätte, als ihm das jüngste Berlin geben konnte, so würde sich doch ein andres Stück Welt und Leben in seinen Arbeiten gespiegelt haben, als in denen der Trias Lindau-Blumenthal-Dubliner. Ob ein besseres, größeres, innerlich wahreres, poetisch wirksameres, wäre erst noch zu untersuchen gewesen, denn daß sich in der ganzen neuesten Richtung, so weit sie Sache der Mode und der Clique und nicht lebendiger Antrieb lebendigen Talents ist, ein wahrer Rattenkönig von schlechter Pose, von Eitelkeit und flachster Außerlichkeit breit macht, das gestehen die besonnenern Vertreter dieser Richtung schon längst unumwunden ein.

Doch die Voraussetzung ist falsch, und es hieße kritisch so blind sein, wie sich gewisse Lobredner der neuesten Litteratur zuzeiten stellen, wenn man verkennen wollte, daß Sudermann in seinen Jugendeindrücken aus der ostpreußischen Heimat, in seinen poetischen Anfängen und einem entschiednen Drange seines Talents zu robuster Natürlichkeit eine Mitgabe besaß, die ihn von Haus aus über die Welt zwischen dem Wedding und der Kölnischen Heide hinausblicken ließ. Und wie groß auch immer der Einfluß war, den er dem Leben Berlins und dem mehrerwähnten Etwas in diesem Leben über sich einräumte, so war doch leicht zu erkennen, daß der frischere, stärkere Zug seiner Natur und, trotz aller angeblichen Geringschätzung künstlerischer Ziele, ein instinktives Kunstbewußtsein, das dem Gesunden, Dauernden zustrebte, ihn vor der unbedingten Unterordnung unter die Berliner Augenblicksforderungen schützten. So mehr als einmal schien es, als ob der Dichter ganz er selbst sein und sich mit Entschlossenheit der Geistesstimmung entreißen würde, die, während sie eigentlich darnach lechzt, in der großen und ewigen Natur unterzutauchen, es doch nicht verwinden kann, daß die Ackererde und der Eichwald keine neuesten Erfindungen sind, und daß die Natur wenig geneigt erscheint, den nächsten Frühling rot statt grün aufgehen zu lassen. Sudermanns Roman „Es war“ sah mit allem, was sich gegen Einzelheiten der Anlage und Gestaltung sagen ließ, doch wie eine sehr kräftige Erhebung über den Boden und die Atmosphäre aus, auf dem und in der die gegenwärtig modische Menschen Darstellung atmet. Die bedeutendsten Partien des Romans müssen als das Beste und eigentümlichste angesehen werden, was Sudermann seit „Frau Sorge“ und bis jetzt gelungen ist. Daß die neuesten Schöpfungen des Dramatikers nicht auf gleiche Höhe mit dem epischen Gebilde gelangen können, beweist nach unsrer Empfindung keineswegs, daß Sudermanns Stärke ausschließlich auf dem Gebiete der Erzählung und nicht auf dem des Dramas liege, aber es beweist

allerdings, daß die Mitwirkung und der Einfluß der realen Bühne, die Rücksicht auf die Neigungen der Darsteller und des Publikums bei dem Wettbewerb um die großen Tantiemen die Unabhängigkeit eines Schaffenden stärker gefährden, als es der Gedanke an die künftigen Leser bei den Werken der epischen Phantasie thut. Vor allem aber, während sich der Erzähler nicht zu scheuen braucht, was er sieht, fühlt und meint, frei zu gestalten und herauszusagen, sieht sich ein Dramatiker von so besondrer Lebensanschauung und so bewußter Gegenföglichkeit zu so vielen Grundlagen und noch immer herrschenden Mächten unsers Lebens in dem übeln Falle, mit bewußter und unbewußter Zweizüngigkeit zu arbeiten und in Konflikten mit Fragezeichen zu schließen, wo wir berechtigt wären, eine klare, bestimmte Antwort zu fordern und der Dichter vielleicht eine solche Antwort bereit hat, für die er die Gründlinge des Parterres nur nicht reif genug hält.

Eine Wiener Theaterfage berichtet, daß zu der Zeit, wo auf dem k. k. Hofburgtheater König Lear und Cordelia in Shakespeares Tragödie auf Zensurbefehl leben bleiben mußten, die hervorragenden Darsteller des alten Königs und seiner Tochter beide Figuren mit allen Zügen und Zeichen des bald bevorstehenden Todes darzustellen und trotz der erzwungenen Versöhnung doch den tragischen Ausgang anzudeuten pflegten. Ein Gran von dieser Kunst ist offenbar in H. Sudermanns neueste dramatische Anläufe, in die vieraktige Komödie: Die Schmetterlingsfchlacht und das dreiaktige Schauspiel: Das Glück im Winkel übergegangen. Die Komödie wie das Schauspiel enden die eine mit einer Folge kleiner, das andre mit einem gewaltigen Fragezeichen. Und Leute, die die Miene von Wissenden annehmen, flüstern uns zu, daß wir doch nicht so armselige Tröpfe sein und mit den gerührten Zuschauern an den glücklichen Ausgang des einen wie des andern Stückes glauben sollen. Sie sagen uns mehr oder minder unumwunden, daß in der „Schmetterlingsfchlacht“ die große Szene, in der der frivole Refler und die junge Witwe Elsa das Rendezvous mit Champagner haben und die arme kleine Kosi betrunken machen, den eigentlichen theatralischen Höhepunkt und die konzentrierte Atmosphäre des Stückes zugleich darstellt, und jedermann weiß, daß alles, was auf derartige Szenen im Leben zu folgen pflegt, anders verläuft und anders aussieht, als der um der Philister willen drangeklebte vierte Akt des sittenschildernden Stückes. Sie geben zu verstehen, daß die Schluffzene des dritten Aktes im „Glück im Winkel“ eben auch nur ein theatralischer Notbehelf sei, und daß der Dichter bestimmt genug zu erkennen gegeben habe, daß Frau Elisabeth, seine Heldin, darnach lechzt, in den Armen eines Kraftmenschen wie Baron Röcknitz zu leben und nicht an der Seite des erbärmlichen Schulmeisters dahinzufiechen. Wenn dem in beiden Fällen nicht so ist, wenn der Dichter wirklich beabsichtigt hat, den versöhnlichen Ausgang beider Dramen als den möglichen, wirklichen und innerlich wahren erscheinen zu lassen, so hätte er einerseits den Wünschen nach frappanter Modernität, den Angewöhnungen neuester Welt- und Sittenschilderung

weniger Rechnung tragen, andererseits die starken Zweifel, die sich gegen die letzte Lösung, namentlich des „Glücks im Winkel,“ erheben, durch einen Ausgang, der kein Fragezeichen läßt, überwinden sollen.

Die „Schmetterlingsflucht“ hat ein Dresdner Kritiker nach der dortigen ersten Aufführung ganz zutreffend als ein Stück bezeichnet, „das auf dem dunkeln Grenzpfade zwischen Tragödie und Schwanke nachtwandlerisch einhergehe.“ Im wesentlichen handelt es sich darin um ein großstädtisches Sittenbild, dessen originell amüsante Szenen sich von dem dunkeln Hintergrunde des modernen Elends abheben, das in den gleichen vier Wänden, im Leben derselben Gestalten die Ansprüche auf Lebensgenuß dicht neben die härteste Entbehrung und Arbeit, das die thörichte Verschwendung neben den heroisch erduldeten Hunger stellt. Die „Mutter“ des Stücks, die Witwe eines Beamten, die mit 640 Mark Pension drei hübsche Töchter großziehen, ihnen standesgemäße Bildung geben muß, die keinen andern Gedanken hat als den, ihren armen Mädchen durch eine reiche Heirat künftig ein vergnüglicheres Dasein zu sichern (sich an diesen Gedanken auch noch klammert, nachdem die älteste Tochter Else einen Lump genommen hat, der nach wenigen Monaten Bankrott machte und sich erschoss), die ihre Töchter lügen, heucheln und kokettieren lehrt und ihnen, bis sie sich für das Wohl der Familie opfern müssen, erlaubte und zweifelhafte Vergnügungen gönnt, diese Frau Steuerinspektor Hergentheim, die am Schluß, als der Effekt ihrer Lebenskunst zu Tage kommt, zornig ausruft: „Ob ich mich schäm, Herr Winkelmann? Wegen all dem Lug und Trug, Herr Winkelmann? Nein, ich schäm mich schon nicht mehr. Ich hab zu viel betteln und runterschlucken müssen im Leben. Es ist so schwer gewesen, die Kinder so weit zu bringen. Wissen Sie denn, was ein Pfund Fleisch kostet, Herr Winkelmann?“ ist von einer schneidenden und zugleich kläglichen Wahrheit. Ja das einzige, was nicht als ganz typisch und echt an der Frau Steuerinspektor und ihren ältern Töchtern Else und Laura erscheint, ist die brutale Offenheit, mit der sie ihre Lebensphilosophie der Verkommenheit zur Schau tragen, während im Leben diese Art der Gesinnung hinter bürgerlich respektabeln, ja sogar hinter frommen Redensarten versteckt wird. Diesem Jammer und seinem Verhältnis zu dem pfliffigen ausbeuterischen Geiz, den der plumpe Kaufmann Winkelmann vertritt, kann freilich nur die absolute Gemütsroheit Humor abgewinnen. Diese Gemütsroheit und die ihr verwandte leichtsinnige Genußsucht trägt der Bon vivant des Stückes Herr Richard Kessler zur Schau, ein Teufelskerl in seiner Art, der zwar die junge Witwe Else nicht heiraten, aber lieben will und im übrigen gutmütig dafür sorgt, daß der gedrückte Sohn seines Prinzipals, der junge Winkelmann, sich mit einer der Hergentheimschen Töchter verlobt. Daß es gerade Else sein muß, die sich opfert, verschlägt ihm nicht viel, macht das Abenteuer um so pikanter. Zwischen all diesen Figuren steht nun die jüngste Hergentheimsche Tochter Kosi, das kleine Genie, das hübsch erfundene Schmetterlingsfluchten auf Fächer malt und durch ihre Arbeit

die Familie durchbringen hilft. Sie allein ist eine innerlich wahre, warme, einfache Natur geblieben, an der die Dressur zur Männerjagd um jeden Preis noch nichts verdorben hat, deren unbewußte reine Neigung sich dem neuen Verlobten der ältern Schwester, dem armen, von seinem Vater schwer mißhandelten Max Winkelmann zuwendet. Sie ist es, die von allen als Vertraute mißbraucht wird, bis sie gegen den Schluß hin alle Schranken der heuchlerischen Rücksicht durchbricht, nur um von dem Manne, den sie liebt, und in dem sie eine erste tapfere Regung männlichen Selbstgefühls erweckt, nicht in falschem Lichte gesehen zu werden. Sie siegt damit selbst über das dickfellige Geldprozentum des alten Winkelmann und steht am Schlusse als die quasi Verlobte des jungen Winkelmann da, obwohl sie vor der Hand zu ihren Schmetterlingsfächern zurückgeschickt wird. Als Fragezeichen bleiben übrig: ob Herr Max Winkelmann wirklich so viel Mut dem grimmigen Alten gegenüber behaupten wird, um für sich und Rosi auch nur ein Endchen stillen Glückes dabei herauszuschlagen, was aus der Frau Steuerinspektor und ihren ältern Töchtern werden wird, denen Papa Winkelmann gar nicht geneigt scheint, eine Pension zu zahlen, wie sich Herr Richard Kessler weiterhin zu Frau Else stellen will, lauter Fragen, auf die keiner, der Sudermanns Komödie aufmerksam auch zwischen den Zeilen liest, eine Antwort geben kann. Gewiß bleibt nur, daß Frau Hergentheim in ihren letzten pathetischen Ansprüchen Herrn Winkelmann als den Vertreter der heuchlerisch tugendhaften Welt betrachtet, wozu der Alte wahrhaftig nicht das Zeug hat, und daß sie dieser Welt mit einer Art von Recht gegenübergestellt wird.

Viel höher steht, viel tiefer in die Wirklichkeit hinein führt uns das Schauspiel „Das Glück im Winkel.“ Das Hauptmotiv des Stückes hat eine Art Verwandtschaft mit einer der schönsten Episoden in Dickens bestem Roman „David Copperfield.“ Kenner brauchen wir nur an die Ehe der jugendlich schönen Annie mit dem wackern Philologen und Institutsdirektor in Canterbury Doktor Strong zu erinnern, deren Eheglück durch die Werbung eines herzlosen, unehrenhaften Betters, des Mr. Jack Maldon, und durch den Schatten des Verdachts, der auf Annie ruht, schwer gefährdet wird, bis eine offene ergreifende Aussprache zwischen den beiden Gatten Glück und Vertrauen wiederherstellt. Wir mutmaßen nicht etwa, daß Sudermann das Motiv seines Schauspiels aus Dickens entlehnt und entsprechend variiert habe. Das Leben ist so unermesslich reich und groß, daß es jedem Dichter, der offene Augen hat, Handlungen und Gestalten zuführen kann, ohne daß er litterarische Anleihen zu machen braucht, und ohne daß er die überlieferten Motive kümmerlich hin- und herdrehen muß, um eine bisher unbeleuchtete Seite auszuspielen. Aber wir werden unwillkürlich an die poetische Bewertung und die edle Lösung des Motivs bei Dickens erinnert, wenn wir die Bedenken mustern, die gegen die Schlußwendung von Sudermanns „Glück im Winkel“ erhoben worden sind. Mrs. Annie Strong liebt ihren alternden Gemahl und dankt es ihm vor allem,

daß er sie vor den ersten mißverstandnen Regungen eines unerfahrenen Herzens bewahrt hat. Die Heldin Sudermanns, Frau Elisabeth Wiedemann, steht ihrem Gatten ganz anders gegenüber, und es ist zwar nicht zweifelhaft, daß sie ihm gleichfalls zu danken hat, aber zweifelhaft, ob sie ihm wirklich danken will und kann.

Der Winkel, in dem die Handlung des Sudermannschen Schauspiels vor sich geht, ist das Haus des Direktors Wiedemann in einer kleinen norddeutschen — sagen wir gleich ostpreussischen — Kreisstadt. Direktor Wiedemann hat sich als Philolog nicht auszeichnen können, hat die Lehrberechtigung für die höhern Klassen nicht erlangt und am Ende froh sein müssen, in dem Direktorat einer Volksschule mit Progymnasium Unterkunft und Unterhalt zu finden. Aber er ist in jungen Jahren Hauslehrer des Freiherrn von Röcknitz auf Wizlingen, eines stattlichen Vollblutjunkers, gewesen und hat mit dem Haus und dem Gut dieses Landadelmanns eine Art Verbindung behalten. So ist es möglich geworden, daß er, ein Witwer mit drei Kindern, von denen die älteste erwachsene Tochter blind ist, sich den zahlreichen Anbetern einer schönen jungen Dame zugesellen konnte, die eine Waise, als Gast und Freundin der jungen Baronin Bettina von Röcknitz in deren Schlosse lebte. Fräulein Elisabeth erscheint dem Schulmann und allen andern als ein königliches, stolzes Mädchen, die Ansprüche auf ein großes Glück im Leben hätte. Dennoch begegnet der wackere Direktor in einer denkwürdigen Nacht dem schönen Fräulein im Schloßpark von Wizlingen, findet sie verzweifelt, rat- und hilflos, nahezu entschlossen, nicht bloß dieses Haus, sondern womöglich die Welt zu verlassen. Er deutet sich die entseßliche Lage der von ihm Bewunderten dahin, daß Elisabeth das schuldlose Opfer irgendeines Gewissenlosen aus ihrer Umgebung geworden sei, und gewinnt unter diesen Umständen den Mut, der Bedrängten den Schutz seines bescheidenen Herdes und seine Hand anzutragen: Elisabeth wird die zweite Frau des Direktors. Wie der Vorhang aufgeht, lebt sie bereits zwei oder drei Jahre hindurch in dem Direktorhause, in der Übung ihrer Pflichten hat sie Sonnenschein ins Haus getragen, hat die kleine Landwirtschaft, die mit dem Direktorat verbunden ist, zu einer Musterwirtschaft emporgebracht, Behagen und bescheidenen Wohlstand gefördert und das Herz ihrer Stiefkinder gewonnen. Sie ist das Wunder des Nestes, in dem sie lebt, jedermann beneidet, aber keiner begreift den Direktor, wie er es hat wagen können, diesen fremden Goldvogel zu den Lebensaufgaben und Lebensstimmungen einer Haushenne zu verurteilen. Alle fühlen, daß die Verhältnisse des Winkels, des Direktorhauses wie des Städtchens, der ungewöhnlichen schönen Frau nicht zu Gesicht stehen, alle erraten, daß hier gleichsam stolze, üppige Glieder in ein viel zu knappes und ärmliches Gewand eingepreßt sind. Der Direktor selbst, eine Seele von einem Menschen, dessen reiner Gutmütigkeit es freilich an aller Schärfe des Blutes gebricht, hegt mitten in dem wohligen Glück und Behagen starke Zweifel, ob Frau Elisabeth selbst sich glücklich fühle. Nicht für sich, aber für die edle, groß-

angelegte Frau empfindet er die kleinen Demütigungen, die ihm in seiner bescheidenen Stellung von Landratsdüffel, Schulratsdüffel und kleinstädtischem Rastentolz gelegentlich auferlegt werden.

Auf diese Sachlage baut Herr von Röcknitz, der frühere Gastfreund Elisabeths, der es nicht verschmerzt hat, daß diese Frau nicht seine Beute geworden ist, den Plan, sich ihrer doch noch zu bemächtigen. Er ist seiner eignen Frau, die angeblich „immer schläft“ und nun zum Glück einen Jungen hat, gründlich müde, und die Weiber, mit denen er sonst sein Spiel treibt, befriedigen ihn auch nicht mehr. Also bricht er bei Gelegenheit eines Pferdemarktes im Städtchen, bei dem er außerdem ein paar Pferdejuden gründlich „bemogelt,“ mit selbstherrlicher Liebesherrlichkeit in das Haus des Rektors und ehemaligen Zöglings ein und nötigt die Wiedemanns, ihm und seiner Gemahlin Gastfreundschaft zu gewähren. Er eröffnet dem Rektor, daß er sich in den Reichstag wählen lassen wolle, und da ihm nach seiner Versicherung alles gelingt, wird wohl das nicht besonders schwer halten. Er versichert, daß er einen Vertrauensmann und Stellvertreter brauche, dringt in den Schulmann, seine Stelle zu verlassen, als sein Verwalter, Pächter, alles, was Wiedemann will, auf seinen, des Freiherrn, Gütern ein neues Leben zu beginnen. Um seines Weibes willen und ohne Ahnung, daß der Antrag des Barons Röcknitz in ganz anderm Sinne, um der Frau willen, erfolgt, tritt der Rektor der für ihn doch ein wenig fremdartigen Aussicht näher. Röcknitz aber drängt zur raschen Entscheidung. Er hat bis hierher die früher vor ihm Geflohene in ihrem Winkel geschont, jetzt trägt er es nicht länger, sie soll sein werden, soll wenigstens wieder neben ihm leben, das weitere wird sich von selbst finden. Stürmisch flehend, gewaltsam fordernd überfällt er die Abwehrende mit seinen Vorschlägen, seiner unverhohlenen bekannten Leidenschaft. Frau Elisabeth windet sich zitternd unter der Hand, die so in ihr Leben eingreifen will, sie giebt umsonst immer deutlicher kund, daß sie dem Andringen des Freiherrn niemals nachgeben werde. Und wie Röcknitz in seinem Herrengefühl und mit der Witterung eines erfahrenen Jägers für den Wind, leidenschaftlicher und zugleich demütiger in sie dringt, kommt es zu Tage, daß Frau Elisabeth seinerzeit vor ihm geflohen ist, um ihm nicht zu erliegen, um nicht Verrat an ihrer Freundin Bettina zu üben, daß sie ihn geliebt hat, ihn noch liebt. Einen selbstvergeffenen Augenblick hängt sie am Halse des Mannes, der ihr heimliches Ideal war und bis zur Stunde noch ist, ein langer, banger Kuß soll den Abschied auf Nimmerwiedersehen besiegeln. Doch Röcknitz jauchzt auf, jetzt glaubt er sich Elisabeths gewiß, er wird die Frau, die ihm das gestanden hat, nie wieder loslassen. Brutal droht er, wenn sie sich nicht füge, die ganze Rektorbude in die Luft zu sprengen, er will sie zwingen, seine Geliebte zu werden und zu bleiben. Was kümmert ihn der einfältige Rektor mit seiner Brut, der ganz unberechtigt die Hand nach einer solchen Perle ausgestreckt hat! Schauernd erkennt Frau Elisabeth in diesem rücksichtslosen Fordern, in

der Ausbeutung seines Sieges über ihre Schwäche die wahre Natur des Mannes, zu dem sie emporgeblickt hat. Eine Sturzwellen von Scham- und Schuldgefühl betäubt die unglückliche Frau, sie will den Tod im nahen Wasser suchen. Doch weil sie Liebe gesät hat, erntet sie jetzt Liebe: die Feinsüßigkeit der blinden Stieftochter spürt es zuerst, daß ein Unheil drohe, die treue Sorgfalt des jungen Lehrers Dangel, der die blinde Helene liebt, schreckt den ahnungslosen Gatten empor, auf ihrem Todesgange tritt der Rektor unerwartet Frau Elisabeth in den Weg, und in einer erschütternden Szene entlasten und enthüllen sich die schwerbelasteten Herzen. Frau Elisabeth wird dem Leben erhalten, ihr ist zu Mute, als hätte sie in dieser Stunde ihren Mann zum erstenmal gesehen, und obwohl wir nicht erfahren, wie der Rektor mit dem Freiherrn, der oben im Hause ruhig und siegesgewiß schläft, abrechnen und auseinanderkommen wird, sollen und müssen wir das Glück im Winkel für gerettet halten.

Daß wir es müssen, ist keine Frage, der Dichter hat eben sich und uns die unerläßliche letzte Szene, die mit ihren Gewitterschlägen erst die Luft vollständig reinigen würde, geschenkt oder versagt, wie man will. Ob wir es sollen, steht wenigstens für einen Teil der Bewunderer Sudermanns stark im Zweifel. Glaubt doch nur nicht, flüstern sie, daß dieser Rektor Wiedemann die Kraft haben wird, den trotzigen Sunter abzuschütteln! So oder so wird Röcknitz die schöne Elisabeth doch an sich reißen, sie ist für einen Übermenschen und nicht für einen kläglichen Tropf wie den ostpreussischen Schulmeister geboren. Nichts als ein Aktluß, wie ihn das heutige Theater verträgt, ist diese Rührszene, den wahren Abschluß errät der wissende und fühlende Mensch, der (wie wir Modernen alle, setzen sie hinzu) ein Stück Übermensch ist, ganz von selbst.

Wir haben kein Recht und maßen uns nicht an, diese Annahme zu machen. Wie geschrieben steht, so sei der stille Winkel vor jedem Einbruch des Röcknitzschen Herrengefühls und Herrenrechts gesichert, das neugeborne Glück gefestigt! Dann aber ist klar, daß die Darstellung der Gegensätze in diesem Schauspiel viel zu sehr dem modischen Zug, der in allen brutalen Egoisten Übermenschen, in allen sich nicht frech überhebenden, wenn noch so vorzüglichen Menschen Sklaven und Gefindel sieht, gefolgt ist. Wenn es von vornherein die Absicht Sudermanns war, das gute Recht des Winkels gegen die herzlose Anmaßung des mit neuester Philosophie aufgefrischten uralten Dünkels zu vertreten, so mußten allerdings der vorzüglich beobachteten und prächtig gezeichneten Gestalt des Freiherrn von Röcknitz andre Gestalten als dieser Rektor mit seiner Demut und halben Selbstverachtung, als diese Frau Bettina, die jeden Tag erwartet, daß es aus dem Munde ihres Gemahls „Pascholl“ erklingen wird, entgegengesetzt werden, so mußte selbst die fesselnde Gestalt der Frau Elisabeth stellenweise eine tiefere Beseelung erhalten. Denn sowie wir fragen, wo die Wahrheit des so energisch angelegten und wenigstens in zwei Szenen

zu den stärksten und nachhaltigsten dramatischen Wirkungen erhobnen Schauspiels von innerer Unwahrheit und Unwahrscheinlichkeit verdrängt wird, so sehen wir bald, daß sich auch hier Spiel und Gegenpiel auf abnorme Extreme gründen. In Berliner Kneipen und geistreichen Gesellschaften mag man das eigne Volk in eine Minderheit von Tigern und Wölfen und in eine ungeheure Mehrheit von armfeligen Hammeln einzuteilen belieben und jedem Rökönig einen armen Rektor Wiedemann entgegenstellen; im Leben sieht auch jetzt noch die Sache wesentlich anders aus. Weder wird der „harte, heitere, helle Herrenmensch“ von soviel bereitwilligen Schultern emporgetragen, wie es im „Glück im Winkel“ scheinen will, noch stehen ihm im Durchschnitt bloß Sammergestalten gegenüber.

Ein Dichter von dem Talente Sudermanns muß wissen, daß dieser ganze Gegensatz ein eingebildeter und willkürlicher ist, muß den Glauben aufgeben, daß mit Vermeidung der großen Mitte der Welt, in der der Strom des Lebens am vollsten und frischesten rinnt, je eine überzeugende und siegende Welt Darstellung zu gewinnen sei. Daß die Schule das Panier des Extrems aufgeworfen hat, die ausschließliche Darstellung der Abnormität zu den Kennzeichen des „modernen Stils“ rechnet und fortwährend verkündet, daß sie in diesem Zeichen siegen werde, daß sie die Mitte des Lebens als eins mit der den Göttern und Menschen verhassten Mittelmäßigkeit verdächtigt, darf einen Dichter von wirklicher Kraft, von tiefdringendem Blick in die Menschennatur auf seinem Wege nicht aufhalten. Geradezu verhängnisvoll aber wäre das Emporkommen einer Lebensdarstellung, in der etwas anderes gesagt als gemeint würde, und in der die Versöhnung für die philiströsen Zuschauer und Leser das Gelächter der Wissenden erzeugte. Der kälteste Hauch trostloser Weltanschauung und der schrillste Klang einer Wahrheit, die Wahrheit wenigstens für den Dichter ist, würde dem vorzuziehen sein. Wenn die Schlußwendung des Schauspiels „Das Glück im Winkel“ trotz der fehlenden letzten Szene (die um so weniger fehlen durfte, als uns der Dichter den Rektor Wiedemann vorher nicht ein einziges mal so gezeigt hat, wie er jetzt binnen wenigen Stunden sein und aufzutreten muß) die Überzeugung des Dichters ausspricht, so bedeutet dieses Drama, trotz entschiedner dramatisch-technischer Mängel, auf die wir heute nicht eingehen wollen, einen Fortschritt auf dem Wege des Dichters und kann unser Interesse an Sudermanns Entwicklung nicht abschwächen. Möge uns gegenüber seiner nächsten Schöpfung dies fatale Wenn erspart bleiben!

